

# Hagioskope mittelalterlicher Dorfkirchen auf der ostfriesischen Halbinsel

## Eine unerwartete Entdeckung

Ostfriesland liegt etwas abseits vom Treiben der „großen, weiten Welt“. Man kommt auf dem Landweg meist von Süden hinein und kann die Küste des Wattenmeers erreichen, aber dann geht es nicht weiter. Im Westen bildet die Ems und im Osten die Weser eine natürliche Grenze. Zwar berührten im Mittelalter die Fernverkehrswege das Land allenfalls über den Emdener Hafen und den friesischen Heerweg, so dass Neuerungen meist verspätet ankamen, dennoch lebten die Friesen hier nicht „hinter dem Mond“. Als Bauern-Händler waren sie zu Wasser in ganz Nordeuropa, aber auch nach Süden bis ins Westalpenvorland unterwegs. Transportmittel waren hochbordige Lastschiffe mit geringem Tiefgang, mit denen sie sowohl übers Meer als auch weit flussaufwärts fahren konnten. Sie verkauften ihre Produkte, vor allem Mastvieh, Käse und Butter, dazu Salz und Tuche, und brachten Pelze, Bernstein, Wein und Edelmetall zurück. Bis zum Beginn der Hansezeit im 12. Jahrhundert nahmen die Friesen eine wichtige Aufgabe als europäische Fernhändler wahr.

Als weithin sichtbares Zeichen des daraus resultierenden Wohlstands baute sich ab dem 12. Jahrhundert fast jede Dorfgemeinschaft auf der ostfriesischen Halbinsel eine Kirche. Die erste sicher datierbare Steinkirche ist die Schortenser St.-Stephanus-Kirche, deren Bau vor einer Schlacht 1153 gelobt wurde. Als Baumaterial verwendete man hier auf der sandigen Geest Granitfindlinge, die durch die Gletscher der Saale-Eiszeit aus Schweden hergebracht worden waren. Sie wurden zu vorn flachen, auf der Rückseite buckelförmigen „Scheinquadern“ verarbeitet. Außerdem wurde Tuff verwandt, ein Stein, den die Bauherren als Rückfracht aus der Eifel mitbrachten, wenn sie ihre Rinder in Köln verkauft hatten. Granitquaderkirchen wurden kaum 100 Jahre lang zwischen 1150 und 1250 gebaut und nur im nordöstlichen Teil der ostfriesischen Halbinsel, der zum Bistum Bremen ge-



Die Kirche in Roggenstede, Ansicht von Süden, Foto: Ingomar Reiff

hörte. Die gleichzeitig nahe der Küste gebauten Tuffsteinkirchen findet man von West- über Ost- bis Nordfriesland.

Um 1200 brachten niederländische Zisterzienser- und Prämonstratenser-Mönche die Kunst des Backsteinbrennens ins Land. Damit hatten die wohlhabenden Gemeinden in der fruchtbaren, aber völlig steinlosen Marsch die Möglichkeit, ihre Holzkirchen durch feste Gebäude zu ersetzen. Die Backsteine wurden auf jeder Baustelle aus dem reichlich vorhandenen Klei gebrannt, wozu man Torf aus den zahlreichen Torfmooren verwandte. Dies geschah in eigens errichteten Öfen auf dem freien Feld, daher die Bezeichnung „Feldbrandstein“. Jedes Dorf baute sich nach seinen Möglichkeiten und seinen Bedürfnissen eine Kirche. Von ursprünglich 200 Dorf- und Klosterkirchen sind rund 100 erhalten – und jede ist ein Kleinod! Dieses einzige Steinhaus weit und breit war nicht nur als Gotteshaus gedacht, sondern durchaus als Mehrzweckhalle: als Versammlungsraum, als Ort, wo Recht gesprochen und Verträge geschlossen wurden, als Verkaufshalle und auch als Schutzraum, in den sich bei kriegerischen

Handlungen und Sturmfluten die gesamte Dorfbevölkerung mit dem Vieh zurückziehen konnte. Vor Baubeginn wurde ein Erdhügel aufgeworfen, eine Warft, damit das Gebäude besser gesehen wurde und vor Wassereinbrüchen geschützt war. Man baute die Kirchen verschiedenartig als Apsis-Säle, flach gedeckte Rechteck-Einraumkirchen, aber auch kreuzförmige und dreischiffige Kirchen mit und ohne Dommikalgewölbe aus schmucklosem Mauerwerk bis hin zu kunstvollen Mustern aus ährenförmig (*opus spicatum*) oder als Mosaik gelegten Backsteinen mit Fenster- und Tür-einfassungen aus Formsteinen.

Zwischen 1200 und 1300 gab es in den Marschgemeinden auf der ostfriesischen Halbinsel einen regelrechten Backsteinkirchen-Bauboom. Der allgemeine Reichtum erlaubte einzelnen Gemeindemitgliedern oder Familien die Stiftung von Seitenaltären, die direkt an eine Außenwand oder vor den Rücksprung des Triumphbogens beziehungsweise der Apsis gestellt wurden. Um den Altar zu beleuchten, sah man entweder schon im Bauplan ein Fenster vor oder man brach es nachträglich ins Mauerwerk. Ein zusätzlicher Effekt



Hagioskop der Kirche von Blersum, Außenansicht, Foto: Ingomar Reiff



Hagioskop der Kirche von Blersum, Innenansicht, Foto: Ingomar Reiff

#### Literatur:

Jankrift, Kai Peter: Hagioskope. Unbeachtete Zeugnisse der Leprageschichte, in: Die Klapper. Mitteilungen der Gesellschaft für Leprakunde 7, 1999, S. 1-3.

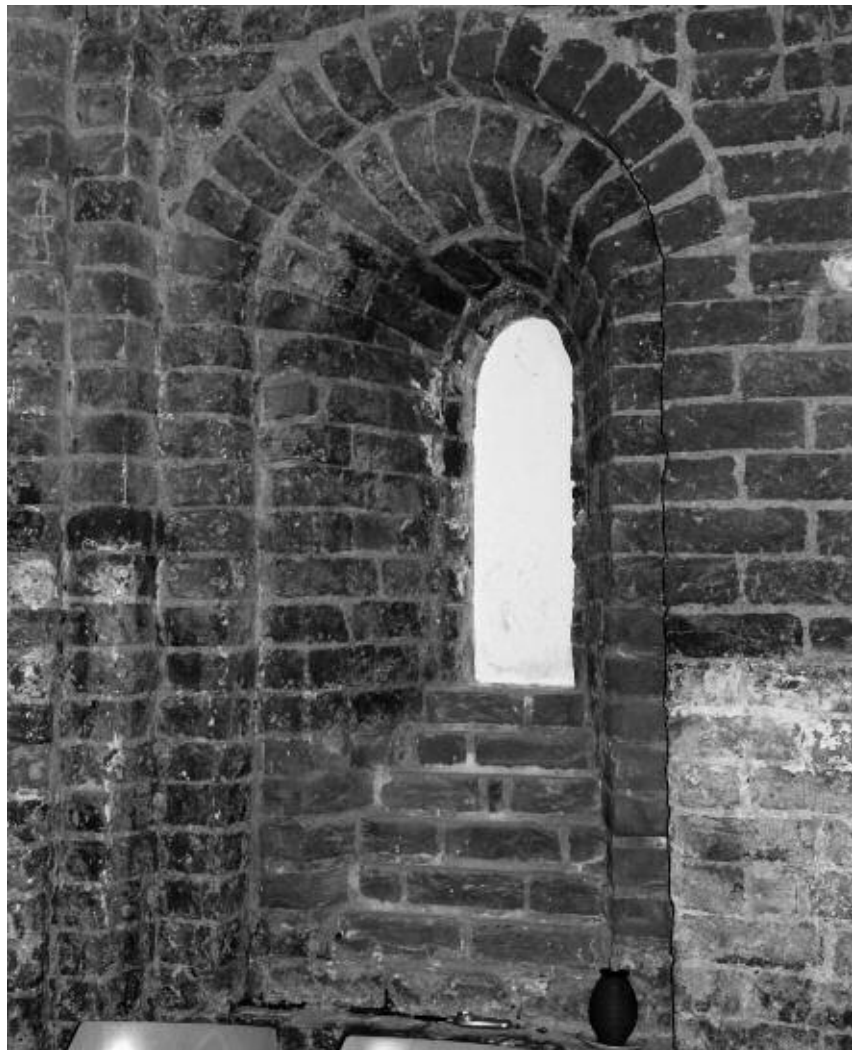
Just, Ivo: Das Hagioskop der Johanniterkapelle in Bokelesch, in: Die Klapper. Mitteilungen der Gesellschaft für Leprakunde 13, 2005, S. 11-12.

Nöldeke, Ingeborg: Der Stoff, aus dem die Kirchen sind. Granit, Tuff, Sandstein und Backstein als Baumaterial der mittelalterlichen Kirchen auf der ostfriesischen Halbinsel, 2. Auflage, Schortens 2009.

war, dass die Exkommunizierten und die Leprakranken, denen das Betreten der Kirchen verboten war, so die Möglichkeit erhielten, durch das Fenster von außen die heiligen Handlungen an den Seitenaltären zu sehen. So wurden diese Fenster zu Hagioskopen, durch die die Leprakranken die Möglichkeit erhielten, wie das griechische Wort sagt, auf das Heilige zu schauen. In diesem Land ohne größere Städte mussten die Dorfgemeinden ihre Leprakranken selbst versorgen. Es hat wohl nur in Emden ein Leprahospital gegeben („Lazarushaus“). Wie überall dort üblich, wo es keine Leprahospitäler gab, wird man Hütten am Ortsrand errichtet haben, in denen die Leprakranken wohnten. Sie zogen von Ort zu Ort, erbaten Almosen und nahmen durch die Hagioskope blickend an den Gottesdiensten teil.

Einige Kirchengemeinden erwähnen die Hagioskope im Internet ([www.kirchenkreis-harlingerland.de](http://www.kirchenkreis-harlingerland.de)) oder in einem Faltblatt, das in der Kirche ausliegt. Manche Hagioskope sind auf Bildern von Kirchen zu erkennen. Sehr viele finden sich im Westen in der Krummhörn, wo nahezu jede zweite Kirche ein Hagioskop aufweist, und im Norden im Harlingerland.

Ingeborg Nöldeke, Schortens



Zugemauertes Hagioskop der Kirche von Westeraccum, Innenansicht, Foto: Ingomar Reiff